

# Horror im Naturparadies

Der Produzent und Filmer Adrian Zschokke, Produzent und Filmer von «La palma», hat einige persönliche Eindrücke von den Dreharbeiten für den WENDEKREIS niedergeschrieben.

**A**ls wir in Bogotá ankommen, regnet es unglaublich, die Strassen sind Flüsse, alles ist grau und kalt, etwa wie bei uns im November. Der dichte Verkehr und die Dreckluft macht einem zu schaffen. Die Leute sind klein, hastig und nicht besonders fröhlich. Eine Grossstadtbevölkerung eben.

Es folgt der Flug nach Quibdó, auf Meereshöhe eines der niederschlagsreichsten Gebiete der Erde. 32 Grad, feucht. Jeden Tag giesst es mindestens zweimal heftigstens, trotzdem sind die Leute vorwiegend mit Motorrädern unterwegs. Man spannt dann halt einen Schirm auf, oder die zwei, drei Passagiere

ducken sich unter die Pelerine des Fahrers. Wunderschöne Menschen und unglaublich laute Musik allenthalben. Die Leute leben in ihren bescheidenen Hütten, kochen am Holzfeuer und wenns regnet, wird man halt nass.

Wir machen Interviews mit Opfern der Plantagenvertreibungen, immer wieder grauenhafte Geschichten. Dann kommt die Flussfahrt. Wir fahren stundenlang auf einem Fluss, so breit wie der Rhein bei Koblenz in einer Traumlandschaft. Eigentlich sollte es ständig regnen, tut es auch irgendwo, der Fluss steigt während unserer siebtägigen Fahrt um fünf Meter. Aber wir kommen immer darum herum. Man schläft in kleinen Fischerdörfern zu neunt in Schulzimmern am Boden, alles schnarcht, Mücken stechen, Fledermäuse krallen sich ins Moskitonetz.

Es begleitet uns Pater Chepe, eigentlich Josef Schönenberger, ein durchaus patenter pfeifenrauchender Immenseer, der den Vertriebenen Besuche abstattet und sie so vor allzu dreisten Übergriffen schützt. Er führt uns nach Bojava, wo die Guerillas einen Offizier der Paramilitärs festnehmen und erschiessen wollten und die Bevölkerung zwischen die Fronten geriet. Sie flüchteten in die Kirche, die Paramilitärs versteckten sich dahinter. Die Guerillas wollten übers Kirchendach schiessen, trafen dann aber mitten in die Kirche. Achtzig Tote. Die Ordensschwester, die noch allein wohnt im Convento, eine kleine Sechzigjährige, hält tapfer die Stellung.

Am nächsten Tag treffen wir Clodomiro, einen Bauern, der von den Paramilitärs von seinem Land vertrieben wurde. Er hatte seine Frau und Kinder vorher weggeschickt, sie flüchteten ausgerechnet in die Kirche, wo sie dann elendiglich zu Tode kamen. Er selbst versteckte sich sechs Wochen lang mit Leidensgenossen im Wald, bis sie von einem andern Pater aufgefunden wurden. Weil sie auf der Flucht kein Salz essen konnten, wurde unter anderem ein Kind geboren, das keine Knochen ausbildete. Horror wie diesen hören wir und nehmen wir auf.

Die Regierung wollte nach dem Blutbad ein Zeichen setzen und die Leute umsiedeln in ein neues Dorf. Zuvor verzögerte sie die Leichenbergung mit Bombardements und verbreitete weiteren Terror. Das Dorf liegt zwar schön, aber nicht mehr am Fluss. Die Fischer können ihre Ware nicht anbieten, es gibt ja nur den Fluss als Verbindungsweg, die Häuser sind aus Beton, viel zu heiss und zu klein. Die Bevölkerung zieht nur höchst ungern da hinauf.

■ Adrian Zschokke



Frank Carbey

Reise durch eine Traumlandschaft zu Menschen, die Schweres erlebt haben.